

(Nachdruck verboten.)

## 101 Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Es war Jille Bumm in diesem Augenblick, als schämte er sich über etwas Häßliches und Schlechtes, das er einmal begangen haben mußte. Der Hund war sein Freund und Kamerad gewesen, der Hund hatte ihm immer nur Freude bereitet. Warum hatte er ihn eigentlich ertränkt? Damit ein böses altes Weib nichts hinter seinem Rücken sagen konnte. Das war auch ein richtiger Grund!

Aber dies war doch nicht das schlimmste, was jetzt die Gedanken des alten Seemanns beschäftigte. Woran er dachte, das war die Ursache, warum der Hund sich ihm gerade jetzt gezeigt, gleichsam aus des Meeres Tiefe gekommen war und ihn, Jille Bumm, gezwungen hatte, da zu sitzen und den toten, aufgequollenen Körper anzustarren. Warum war er gekommen? Was wollte er?

Es dauerte lange, bis es Jille Bumm gelang, sich so weit zu ermannen, daß er es vermochte, den schleimigen, widerlichen Körper anzugreifen und noch einmal über Bord zu werfen. Aber als er nun zum zweitenmale unterfaß, da erschrak Jille Bumm. Er erinnerte sich, was es zu bedeuten hat, wenn man mit einer Leiche an Bord segelt, und vielleicht zum erstenmale in seinem Leben hatte der alte Bumm Angst vor dem Meere. Er hatte Angst, einsam dort draußen zu sein. Es war ihm, als erhöbe sich ein Wind, der gefährlich aussah. Der Mast und das Segel dünkten ihm plötzlich alt und gebrechlich, und er erinnerte sich, daß Holz morsch und faulig werden kann. Wie eine kalte Furche lief die Angst über seinen Rücken. Er zog die Angelschüre ein und ließ sein Boot mit vollen Segeln zum Lande gehen, und er atmete erst auf, als er wieder auf der Brücke stand und festen Boden unter den Füßen spürte.

Dann wendete Jille Bumm sich um und sah übers Meer hinaus, als wollte er eine Erklärung all des Wunderbaren suchen, das ihn an diesem Tage verfolgt hatte. Doch da machte er einen Schritt zurück, als hätte er ein Gespenst erblickt, und nie konnte Jille Bumm begreifen, daß er hereinsegelt war, ohne dies zu sehen.

Mitten in den Hafen fuhr der „Delphin“ mit bloßem Focksegel ein, und das Boot schwankte in dem Augenblick gegen den Wind, in dem der Schiffer den Anker sinken lassen wollte. Aber alles ging so still wie im Grabe, und Bumm durchzuckte ein eisiges Schreckensgefühl, ob dies auch wirklich der richtige „Delphin“ war, den er sah, oder irgend ein Spuk, der am hellen Tage vor seinen Augen gaukelte. Mechanisch wandte er den Blick und sah zu den Klippen hinauf, wo die Frauen und Kinder zu stehen und den Heimkehrenden zuzuwinken pflegten. Ja, ganz richtig! Da standen sie auch jetzt. Die Klippen waren in dem nebeligen Licht voll Menschen. Aber Jille Bumm bemerkte, daß alle so wunderbar still waren. Keiner rief, keiner sprach ein lautes Wort, ja keiner rührte sich auch nur von der Stelle. Es sah aus, als hielte eine gemeinsame Angst alle Zungen gebunden, alle Menschen in diesen schweigenden gespenstischen Gruppen gefesselt, und Jille Bumm wurde noch ängstlicher, als da er noch einsam draußen auf dem Meere gefahren war.

Er schickte sich an, den Hügel hinaufzugehen, und er glaubte zu fühlen, wie sich sein eignes Gesicht gleichsam verzerrte. Das ganze Bild stand still, als sei das Ganze ein Schattenspiel, und durch das unheimliche Schweigen schnitten die knirschenden Laute der Ankerkettung unheimlich und beunruhigend. Ueber den Hügel kamen zwei Männer in langsamem Schritt Bumm entgegen.

„Was giebt es?“ sagte dieser und hielt sie an. Er merkte selbst, daß er unwillkürlich flüsterte, als er sprach.

„Es sind nur neun mit“, war die Antwort. „Sie haben sie vom Land aus gezählt. Einer fehlt.“

Im selben Augenblick kam das Weib des schwarzen Jakob im vollen Lauf dahergesprengt. Sie trug ein Kind auf dem Arm, und drei andre folgten ihr. Sie war außer

sich vor Entsetzen, und die grauen Haarzotteln flogen im Winde.

Jille Bumm hatte sie seit dem Austritt mit dem Hunde nicht gesehen, und ein schadenfrohes Gefühl kämpfte in seiner Seele mit dem Ernst des Schreckens vor dem Meere. Er glaubte mit einem Male zu verstehen, warum Phylax sich ihm gezeigt hatte, und er dachte bei sich selbst, daß, wenn dies geschehen sein sollte, der Schaden nicht der ärgste war.

Aber im selben Augenblick war der Hügel voll suchender Frauen, und unten an der Brücke stießen sie mit den Männern zusammen. Dort stand die wartende Schar, und keiner dachte daran, in die Tollen zu steigen und hinaus zu dem großen Boote zu rudern. Aber vom „Delphin“ wurde das übrig gebliebene Ruderboot hastig zu Wasser gelassen, einen Moment später füllte es sich mit einer wirren Masse von Oesträden und Südwestern und steuerte langsam aufs Land zu.

Jille Bumm konnte von da, wo er stand, nicht verstehen, was gesagt wurde. Aber plötzlich hörte er einen Schrei von einem jarten jungen Weibe, das hinter der übrigen Schar stand. Bumm sprang zum Strande hinab, und er sah, daß keiner das Mädchen beachtet hatte. Sie rang die Hände, und mit dem Ausdruck entsetzlicher Angst ging sie fort von den andern, dem Dorfe zu.

„Wer ist es?“ fragte Jille Bumm atemlos.

Die Ereignisse des Tages hatten ihn so wunderbar gemacht, daß er sich selbst nicht verstand.

„Es ist Niels“, sagte das Mädchen. „Niels! Gott im Himmel, was soll aus mir werden?“

Da sah Jille Bumm, daß es Groß-Varvens Märta war, und in einem Nu erinnerte er sich, wie er sie vor kaum vierzehn Tagen mit einem andern hinter der Hecke des langen Gerdt hatte schnäbeln sehen. Jille Bumm dachte bei sich selbst, daß alles an diesem Tage so seltsam war, wie es nur überhaupt sein konnte. Ohne sich umzusehen, weder nach rechts noch nach links, ging er geradewegs nach Hause. Dort setzte er sich ans Fenster und grübelte nach. Er sah da, bis es dunkel wurde und seine Alte den Tisch aufsticht. Aber essen wollte er nicht. Und auf die Frage der Alten, was ihm wäre, antwortete er nur, daß er Phylax zur See gesehen habe und seither in Gedanken versunken sei.

Aber Märta ging einsam in thränenlosem Schmerz durchs Dorf. Wie wenn sie aus einem Traum erwachte, so fiel alles von ihr ab, was in der letzten Zeit ihren Blick umnebelt und sie blind auf einem Wege hatte gehen lassen, der nicht der ihre war. Und zum erstenmale sah sie klar und fühlte, daß dies ganze Leben, welches sie erwartete, ein Unglück war, ebenso namenlos wie ihre heimliche Schande. Sie achtete nicht darauf, ob jemand sie sah. Sie ging die offene Dorfstraße entlang, und sie rang die Hände und stöhnte und ächzte, und dieser Schmerz, der so gewaltig und so unvorbereitet kam, enthüllte ihr das Geheimnis, daß die Liebe zu Niels mitten in dem leidenschaftlichen Spiele mit einem andern Mann in ihrem Herzen weiter gelebt und geherrscht hatte.

Zum ersten Mal, seit er fortgefahren, konnte Märta ihr wieder leibhaftig vor Augen sehen. Sie sah seine Stirn, sein Haar, seinen Blick, seine Gestalt. Er war ihr nahe wie in einem Traum. Und Märta konnte nicht fassen, wie es möglich war, daß sie ihn je vergessen.

Unten auf der Brücke stand inzwischen eine Gruppe von Frauen und Männern, die gedämpft miteinander redeten. Der alte Olausson und sein Weib fragten die Männer auf dem „Delphin“ nach dem Schicksal des Sohnes aus, und um sie bildeten die übrigen einen schweigenden Ring.

Was die Männer auf dem „Delphin“ mitzuteilen hatten, war, daß Niels nicht mit ihnen heimgekommen. Aber sie sagten weiter, daß Niels darum gewiß nicht gestorben war. Nur ein Unfall war ihm passiert. Die ganze Zeit auf der Reise war er in sich gefehrt und still gewesen und hatte wenig darauf geachtet, was er that, oder welchen Gefahren er sich aussetzte. Es war ihm jedoch nichts Schlimmes zugestoßen, nur seinen Finger hatte er beschädigt, als er Langfische reinigte. Aber er hatte auf den Schaden nicht acht gegeben, und der Finger war angeschwollen

und sah übel aus. Da war das Fahrzeug in die Nähe der norwegischen Küste getrieben worden, und dort war Niels ans Land gegangen, um mit dem Zug nach Christiania zu fahren und sich im Spital kurieren zu lassen. Niels hatte gebeten, daheim schön zu grüßen, und er dachte bald nachzukommen.

Es sah aus, als sollte alles, was an diesem Tage auf der Sonnenschäre vorsiel, verkehrt ausgehen und auf unrichtige Wege geraten. Denn die Männer des „Delphin“ erzählten dies, ohne zu wissen, daß das Rettungsboot, welches das Meer in einer Sturmnacht vom Verdeck losgerissen hatte, gefunden und zu ihrer Insel gebracht worden war. Nun wollten sie auch nichts davon sagen, um nicht noch mehr Unruhe hervorzurufen. Die Geschichte, die sie erzählten, war nämlich keine gemilderte Darstellung eines traurigen Falls. Sie enthielt im Gegenteil in jedem Wort die reine Wahrheit. Aber gerade weil niemand das Boot erwähnte, welches sie verloren, glaubten die meisten, daß die Männer auf dem „Delphin“ sprachen, wie sie es thaten, um noch eine Zeitlang die Alten zu schonen, aber daß Niels doch tot war und niemals zurückkehren würde. Die Alten begriffen dies auch, und sie wollten nichts thun, um die Wahrheit hervorzupressen. Sie fühlten die gute Absicht, die in diesem Schweigen lag, aber das erleichterte ihren Kummer nicht. Und mit schwerem Herzen wandten sie sich von den andren ab, sagten Adjes und gingen allein heimwärts.

Wie alt und gebümt sahen sie aus, wie langsam gingen sie nun zum zweitenmal mit denselben Gedanken diesen Weg, und wie gesucht waren ihre Züge geworden!

Mutter Veda ging und dachte an das, was sie wußte und was sie ahnte; und als sie über die Schwelle ihres Heims trat, wo alles, was sie ihr Eigen nannten, nun nutzlos war, und wo kein Sohn das Erbe der Alten übernehmen sollte, da fiel ihr Blick auf ihren Mann und ein Zug von Bitterkeit glitt über ihr Antlitz.

Olauffen sah ihren Blick und verstand, was sie meinte. Im selben Augenblick fühlte er das Gleiche wie sein Weib. Und so natürlich, ohne Gedanken an etwas andres, als wie natürlich es war, nahm er das Mienenspiel, durch das sein Weib sich verraten, daß er bloß sagte:

„Ja, ja.“ Du hast recht, ich hätte es sein sollen, anstatt des Jungen.“

„Dann setzte er sich auf die Treppenstufen, von wo er einen Bissel des Meeres sehen konnte. Und während er dasah, glitt vor seinem geistigen Auge all das Große und Kleine, Helle und Dunkle, Schwere und Leichte, Freudige und Kummervolle vorüber, was in jenen Augenblicken zu kommen pflegt, in denen das Herz übervoll ist und der Mensch nicht an sich selbst Genüge finden kann.

Der alte Mann saß da und fühlte Gewissensqual. Er fühlte Gewissensqual darüber, daß er es gewesen, der den Sohn gebeten, an seiner Statt zu fahren.

Und Mutter Veda verstand ihn. Einmal ums andre schlich sie sich in die Thür und sah den gebeugten Rücken des Alten an und seinen grauen Kopf. Aber sie konnte ihm ja nicht sagen, wie das Ganze eigentlich zusammenhing. Sie konnte es nicht. Und selbst wenn sie es gekonnt hätte, würde es doch nichts geholfen haben. Denn sie wußte, daß Olauffen ihr nicht geglaubt hätte.

So betrauernten die beiden Alten ihren Sohn und fühlten Bewissensqual wegen seines Todes, und keines konnte das andre trösten.

Aber nicht lange darauf geschah, was keiner auf der ganzen Insel hatte glauben wollen, trotz allem, was die Befragung des „Delphin“ zu sagen versucht.

Eines Tages lag ein großes Dampfschiff auf dem Wege von Christiania stille da und piff nach einem Lotsen. Das Boot, das den Lotsen an Bord hatte, brachte, als es zurückkam, Niels mit. Die Geschichte von dem verletzten Finger, der Eisenbahnreise und dem Spital in Christiania war also wahr.

Keiner wollte seinen Augen trauen, und die Leute wagten kaum, es Olauffen zu erzählen. Denn man fürchtete, die freudige Nachricht könnte den Alten töten.

13.

Niels ging zwei Tage daheim umher und dachte an Märta. Er lugte nach ihr aus, wo er ging und stand, auf der ganzen Insel.

Solange er draußen auf dem Meer war und fort von

allem, was ihn an sie erinnerte, war es ihm gelungen, die trohige Kühle beizubehalten, die einmal seine Seele in Aufruhr gebracht. Aber kaum hatte er den Fuß aufs feste Land gesetzt, als neue Gefühle die alten ablösten. Eine Flut von Erinnerungen und Hoffnungen brach über ihn herein, und Niels vermeinte, aus einem bösen Traum zu erwachen, währenddessen er in Gefahr und Not gewesen und niemand ihm zu Hilfe geeilt war. In ihm riefen nun Stimmen, von denen er nie geglaubt, daß sie aufs neue zum Leben erwachen könnten.

In dieser Gemütsstimmung suchte Niels Märta an jenen Stellen, wo sie früher auf ihn zu warten pflegte. Er dachte ganz einfach, daß ebensowenig wie er Märta vergessen hatte, Märta ihn vergessen haben konnte. Sie mußte ja, sie wie die andren, ihn als tot betrauert haben, und jetzt, da er lebte, würde aller Groll verschwinden, wenn ein solcher noch in ihr gelebt hatte. Niels suchte Märta auf dem Tanzplatz, wo die Jugend sich noch zuweilen in der Dämmerung vergnügte. Er suchte sie auf den Brücken, wo die Frauen sich versammelten, um die Fische zu reinigen und zu trocknen. Er suchte sie auf den einsamen Wegen, auf denen er und sie sich früher zu finden pflegten.

Doch Märta war nirgends zu sehen, und Niels fühlte die frühere dumpfe Unruhe wiederkehren und in sich anwachsen. Erinnerungen von seinem letzten Aufenthalt in der Heimat tauchten empor und quälten ihn. Sie zeigten ihm Märtas Augen, wie sie kam, um mit ihm zu tanzen, und das Ganze mit ein paar lustigen Drehungen wieder gut machen wollte. Sie zeigten ihm den Ausdruck in diesen Augen und den Tonfall ihrer Stimme, und am schlimmsten wurde es, als er sich erinnerte, wie er Märta unterhalb des Baues stehen und ihm nachstarrn gesehen hatte, als das große Fischerboot in die See stach. Aber es war, als hätten böse Geister seine Hände gebunden und seinen Willen verzaubert. Sie hatten ihn gezwungen, böse und hart zu sein, gegen seinen Willen war er getrieben worden, ihr wehe zu thun, sie zu quälen und zu peinigen, alles zu thun, was der gerade Gegenjah zu dem war, was er eigentlich wollte. Es lag Wahnsinn in diesen Gedanken, und sie machten Niels starr vor Entsetzen.

Es war am Morgen des dritten Tages und Niels ging noch und grübelte über das alles nach. Es war so früh am Tage, daß Niels nur ausgegangen war, weil er nicht still in seinem Bett liegen konnte. Herbst war es, aber es lag noch Sonne in der Luft. Kaltblau glänzte es über dem Wasser und die Wellen glüherten. Es war um die Zeit, in der die ersten Phosphorfunken vom Meere um Ruder und Kiel sprühen, und Niels ging einsam über die Straße durch das Dorf, das rings um ihn zu schlafen schien. Man hörte keinen andren Laut als den des Windes und des Wassers, und ringsum krähen die Hähne mit kurzem, schwachem Ton, zum Zeichen, daß der Tag bald anbrechen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Heidnisches über Hölle und Himmel.

Die Hölle als eine jenseitige Einrichtung zur ewigen Bestrafung unbußfertiger, unverbesserlicher Sünder ist allen christlichen Bekenntnissen gemeinsam. Man müßte sie also für etwas spezifisch Christliches, dem Christentum Eigentümliches halten. Da ist nun merkwürdig, daß schon der Name direkt auf heidnische Vorstellungen zurückführt und zwar in allen modernen Kultur Sprachen. Der angenehme Ort der Höllenstrafen, der die einladende Aufschrift trägt: „Laßt alle Hoffnung fahren, ihr, die ihr eintretet“, führt bei Dante italienisch den Namen „inferno“, und entsprechend gehen in den übrigen romanischen Sprachen die Worte für „Hölle“ auf die lateinische Bezeichnung der heidnischen Unterwelt (inferi oder infernum) zurück. Russisch heißt die Hölle „ad“, worin die Erinnerung an den altgriechischen Hades fortlebt. Dagegen stellt unser deutsches „Hölle“ wie die entsprechenden Ausdrücke der übrigen germanischen Sprachen (z. B. im Englischen hell) einen Ueberrest dar nicht der klassischen Vorstellungen vom Jenseits, sondern derer des altgermanischen Heidentums, dessen Unterwelt Hel hieß.

Aber nicht nur die Namen der Hölle sind heidnischer Herkunft, sondern auch mit der Sache sind die Juden erst in den letzten Jahrhunderten vor Christo bekannt geworden durch heidnischen Einfluß. Neben persischen Anschauungen waren es vor allem die griechischen von Hades, die den jüdischen und den ältesten christlichen Begriff von der Hölle bestimmt haben. Freilich mußten nach griechischer Vorstellung die wesentlichen Schatten aller Abgeschiedenen auf dem Rachen des Charon die Fahrt über den Stiz antreten,

in das öde und düstere Land des Hades und der Versepnone, aus dessen traumhaften Gefilden es keine Rückkehr in die Oberwelt gab; dafür sorgte schon der dreilöppige Höllenhund Cerberus. Neben dem dumpfen und freudlosen Dasein, das die große Masse der Verstorbenen auf der Asphodeloswiese dahindämmerte, gab es aber noch die Seligkeit des Elysiums, wo die Gerechten für außerordentliche Verdienste belohnt wurden, und die Marterqual des Tartarus, wo solche hervorragenden Sünder wie Tantalus, Sisyphus und die Danaiden ausgekosteter Pein unterworfen waren; diese Hölle und jener Himmel befanden sich unter einem Dache mit dem großen Waffenquartier des Hades. So dachten sich aber auch die Juden zur Zeit Christi die Sache, wie aus dem bekannten Gleichnis vom reichen Manne und dem armen Lazarus hervorgeht; da ist der eine im Hades, was Luther mit Hölle überlegt, und leidet Pein, der andre in Abrahams Schoß und wird belohnt; sie sind aber so nahe beisammen, daß sie sich sehen und zusammen sprechen können.

Als das Christentum zu den Germanen kam, war seine Lehre vom zukünftigen Leben schon recht ausgebildet. Indes war es unvermeidlich, daß die christlichen Missionare an die germanischen Vorstellungen vom Jenseits anknüpften, und daß letztere dann in den kindlichen Köpfen der bloß oberflächlich belehrten Barbaren mit der christlichen Lehre verschmolzen. Wie nun die Hölle der Deutschen zur heidnischen Zeit aussah, darüber haben wir zwar keine unmittelbar deutschen Nachrichten. Wir können uns aber doch eine deutliche Vorstellung davon bilden mit Hilfe der nordischen Götterlehre, wie sie in den Liedern der Edda erhalten ist; denn das Bild von Hel, das hier gezeichnet wird, trifft zweifelsohne in allen wesentlichen Punkten auch für das heidnische Deutschland zu.

Hel lag nicht, wie der griechische Hades, im fernen Westen von der bewohnten Welt, sondern im hohen Norden: unter einer Wurzel der immergrünen Weltsche Naggdrasil, deren Aeste sich hoch über dem ganzen Erdenrund ausbreiten. So ist die germanische Unterwelt ein von der Sonne abgekehrtes kaltes Höhlenland beständigen Nebels und führt darum auch den zweiten Namen Nifheim (Nebelwelt). Ein Meer — zuweilen ist auch von einem Grenzfluß Gjöll die Rede — trennt das Totenreich von den Wohnsitzen der Lebendigen, und darum mußten die Verstorbenen im allgemeinen Hel zu Schiffe erreichen. Für diesen Zweck existierte dort ein öffentliches Verkehrsmittel in Gestalt des Totenschiffes Naglfar, das aus den Nägeln der Verstorbenen verfertigt war. Wer sich darauf nicht verlassen wollte oder dafür zu nobel war, legte die Leiche auf ein geschmücktes Fahrzeug und ließ es ins Meer hinausstreifen. Verwunderlicherweise werden aber auch Fälle erwähnt, wo Abgeschiedene zu Fuß oder zu Wagen ins Jenseits gelangten. Daß der Göttervater Wodan, als er eine verstorbene Prophetin in Hel interviewen will, seinen Besuch zu Fuß bewerkstelligt, ist allerdings begreiflich; denn er verfügt über den übernatürlichen, achtfüßigen Reimer Sleipnir, worauf er noch heute als wilder Jäger durch die Lüfte jagt. Ihu vermag also auch das zornige Geknurr des Höllenhundes Garm nicht aufzuhalten, der ihn aus dem Höllenthor mit seiner blutbefleckten Brust entgegenbringt. Dieser grimmige Wächter war nicht der einzige Vertreter der Fauna in Hel. Da gab es außerdem den Drachen Nidhögg, der den Leichen das Blut ansaugt, den schaudererregenden Feuerwolf, und endlich einen ruhroten Hahn, der in Hells Saal krächte. Hier, in der von hohen Göttern umschlossenen Halle Ekhidnir, augenscheinlich dem allgemeinen Versammlungsort der Toten, thronte sie selbst, die fürchtbare Hel, ein Ungetüm, das der böse Gott Loki geboren hatte. Womit sich im übrigen die Toten die Zeit vertrieben, erfahren wir nicht; aber wahrscheinlich war ihr schattenhaftes Dasein ganz freudlos, wenn es auch so aussieht, als ob in Hel doch wenigstens der geliebte Met gebraut worden wäre. Nur von den ausgemachten Sündern wissen wir genauer, wie es ihnen ging; in einer besonders abgegrenzten Straßtonie, Nifhel genannt, empfingen sie den Lohn ihrer Thaten:

„Einen Saal seh' ich ferne der Sonne stehen,  
Das Thor gegen Norden, am Totenstrand;  
Dem trieft durch die Fenster in Tropfen der Eiter;  
Dem Schlängentränen umschlingen den Raum.  
Dort treibt er im Osten durch Eiterhale,  
Mit Schlamm und Schwertern, der Schlingerstrom:  
Da seh' ich sie waten durch sumpsdide Wogen,  
Die Männer, die Reineid und Nord verübt  
Und zur Untren' verleitet des andern Geliebte . . .“

Singt der Dichter der Völuspá, nach H. v. Wolzogens Uebersetzung. Das ist ja nun gerade kein verlockender Aufenthaltsort. Ebenso wenig aber ist anzunehmen, daß unsre Vorfahren sich auf das Los des Durchschnittsmenschen im allgemeinen Quartier von Hel besonders sollten gefreut haben. Es muß freilich gesagt werden, daß für Wodans Lieblinge unter den Menschen eine Extrawurst geboten war in Gestalt der Herrlichkeit von Walhall in himmlischer Höhe. Da schmauseten die Einherier (Einzellämpfer) bei löstlichem Weith vom allerbesten Eberfleisch in einem Saale, der also beschrieben wird:

„Leicht wird diesen Saalkraum, wenn er ihn sieht,  
Wer zu Wodan kommt, erkennen:  
Die Sparen sind Speere, Schilde das Dach,  
Die Bänke bedecken Bräunen (Panzer).“

Wenn die seligen Helben nicht schmausen und zechen, so kämpfen sie draußen auf Wodans Befehlungen der Uebung halber

wider einander, um sich nachher wieder zu versöhnen. Das geschieht aber bloß während des Tages; nachts erfreuen sie sich im Bingsolf („Halle der Lust“) lieblicher Gemeinschaft mit den göttlichen Schlachtenjungfrauen, den Walküren.

Das mag ja nun ganz nett gewesen sein; aber die Freuden von Walhall waren nur für „uzerwelte degen“, um einen Ausdruck des Nibelungenliedes zu gebrauchen. Die bessere Hälfte der Menschheit, bestehend in der edlen Weiblichkeit, war davon ohne weiteres stillschweigend ausgeschlossen; ebenso alle, die im unmißigen Alter, eines friedlichen Todes an Alterschwäche oder sonst nicht im Kampfe starben, und dann überhaupt der ganze unkriegerische Pöbel: auf dies Gehudel, für das Hel gut genug war, sah die auserlesene Gesellschaft aus Walhall stolz herab von ihrem erhabenen Standorte. Wir sind sogar in der Lage, mit einer ganz zuverlässigen Statistik anzuhelfen, wieviel Mann Walhall im Lauf der Jahrtausende aufzunehmen vermochte:

„Fünfhundert Thore und viermal zehnr,  
So viele wähen' ich in Walhall;  
Aus jedem achthundert Einherier ziehn,  
Dann sie kommen, den Wolf zu bekämpfen.“

Dieser Entscheidungskampf der Götter und ihrer Reden gegen den Feuerwolf und die übrigen Mächte der Zerstörung wird am jüngsten Tage oder — nordisch gesprochen — am Tage der Götterdämmerung ausgefochten werden. Bis dahin also werden im ganzen ausgerechnet 432 000 Mann in Walhall Aufnahme finden. Danach kann sich männiglich seine Chancen auf die ewige Seligkeit von Walhall und Bingsolf mit Leichtigkeit ausrechnen; die schlechteste Lotterie ist Gold dagegen.

Unter solchen Umständen ist von vornherein nicht wohl anzunehmen, daß die alten Germanen das Jenseits als die bessere Welt betrachtet hätten. Denn ihr irdisches Leben war nicht unbefriedigend, und ihre Erwartungen an die Ewigkeit sahen denen der alten Griechen verzweifelt ähnlich, für die selbst Elysium nichts Verführerisches hatte. Schiller erklärt zwar in seinem „Lied auf die Freude“ den schönen Götterfunken für eine Tochter aus Elysium; die Griechen waren anderer Meinung.

Bei Homer trifft der auf seinen Fahrten zur Totenwelt gelangte Odysseus mit dem Schatten des Achilles zusammen und preist den toten Helden glücklich, weil er jetzt im Hades mächtig den Geistern gebiete, drum solle er sich den Tod nicht reuen lassen. Schiller aber antwortet:

„Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!  
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen  
Einem häßlichen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,  
Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen.“

In Virgils „Aeneis“ steigt Vater Aeneas zu den Schatten hinab und gelangt auch zum Aufenthaltsort derjenigen, die Selbstmord verübt haben, weil ihnen der Tag und das Licht verhaßt war. Nun würden sie gerne die drückendste Armut und die schwerste Arbeit erdulden, um zur Oberwelt wieder zurückzukehren, wenn es nur das unerbittliche Schicksal gestattete.

Derselben Diesseitsfreudigkeit müssen auch die alten Germanen gefuldigt haben. In der Edda findet sich ein Gedicht über den Wert des irdischen Lebens, dessen Anschauungen mit denen jener Stellen bei Homer und Virgil mehrwürdig übereinstimmen:

„Glücklich, wer lebt, sei's auch gar nicht reich;  
Der Lebende kommt noch zur Ruh';  
Auf dem Herde des Reichen war helle Glut,  
Der Tod aber stand vor der Thüre. . . .  
Hinflein mag reiten, Handlos ist Hirt,  
Und Tanbohr taugt doch zum Kampfe,  
Blindauge lebt noch, Leichnam ist tot,  
Und Tote nur nützen zu nichts mehr.“

Daraus spricht nichts von jener trübseligen Vorstellung, die des Menschen Leben hiemieden bloß als Mittel zu einem höheren Zweck als Vorbereitung für ein erträumtes Jenseits ansieht. Vermochten auch die alten Germanen in den Wildern von Hel und Walhall noch nicht leere Phantasien zu erkennen, im übrigen dachten sie wie der Faust unsres großen modernen Heiden, den ein schaffendes Leben im Geiste thätiger Menschenliebe schließlich dahin bringt, die zukünftige Welt für unbedeutend, gleichgültig, wertlos zu halten:

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt,  
Thor, wer darhin die Augen blinzeln richtet,  
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!  
Er stehe fest und sehe hier sich um!  
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.  
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?  
Was er erkennt, läßt sich ergreifen. —

—rd.—

### Kleines Feuilleton.

k. Die Praktiken einer englischen Sensations-Zeitschrift erfahren durch einen Prozeß, der seit einigen Tagen in London zur Verhandlung kommt, eine interessante Beleuchtung. Der Prozeß ist von W. George Fitzgerald gegen George Reivnes, den Herausgeber der Zeitschrift „The Wide World Magazine“ und „The Traveller“ angestrengt. W. G. Fitzgerald war als Redacteur dieser Zeitschrift

engagiert und bezog eine Zeitlang ein jährliches Einkommen und Provision von etwa 32000 M. Er klagt nun auf Zahlung der Provision und des Gehalts vom 1. Juni vorigen Jahres ab, dem Termin seiner Entlassung, die er als rechtswidrig hinstellt. Seine Redaktionsbätigkeit am „Wide World Magazine“ ist durch manche Enthüllungen, die vor Gericht zur Sprache kamen, interessant. Seine ureigenste Idee war das „Wide World Magazine“, die „Zeitschrift wahrer Erzählungen von Missionären, Reisenden und andern mit Illustrationen, die die Sitten der civilisierten und wilden Völker zeigen.“ Provision zu zahlen war sonst nicht Geschäftspraxis von Sir George Newnes, aber die Idee des Klägers war lautmännlich wertvoll, und er erhielt deshalb auf je tausend verkaufte Exemplare 6,75 M. Fitzgerald ist seit zehn Jahren Journalist, und schrieb erst für „Tit Bits“, dann für das „Strand Magazine“ mit einem wöchentlichen Gehalt von 160 M. für zwei Artikel monatlich. Dann wurde sein Gehalt auf 200 M. wöchentlich erhöht. Schließlich entwarf er den Plan zum „Wide World Magazine“. Von siebzehn oder achtzehn Artikeln der ersten Nummer waren vierzehn von ihm, und die Namen der „Missionare“ u. a. natürlich fingiert. Ein Artikel „Devotees“ z. B. von Kapitän Howard war von Fitzgerald, denn es wurde festgestellt, daß es überhaupt keinen Kapitän Howard gab, und die Photographien stammten von verschiedenen Missionsgesellschaften. Eine „schwarze Liste“ von ausländischen Hotels, die von W. Le Queux eingeschickt worden war, hatte Fitzgerald, ohne sie zu lesen, in die Druckerei geschickt. Der Artikel erschien nicht, war aber einer der Gründe der Entlassung. Ein anderer war der Artikel „The voyage of the Molehill“. Das Schiff hieß aber in Wirklichkeit „Nowhill“. Fitzgerald sagte, er habe die ihm erzählte Geschichte für wahr gehalten und die Dokumente nicht weiter geprüft, obgleich es in seinem Artikel heißt: „Wir haben die Namen in unserm Besitz“. Auf die Frage, ob die Behauptung, daß die ganze Mannschaft sehr betrunken war, nicht verkennerisch wäre, erwiderte Fitzgerald: „Das hängt von den Umständen ab.“ Im weiteren Verlauf der Verhandlung erzählte er einige weitere Geheimnisse des „Yellow“ Journalismus. Ein Artikel von Dr. Lunn über die „Kragböden auf dem Mont Blanc“ war eigentlich für das „Strand Magazine“ bestimmt, wurde aber für die andre Zeitschrift verwandt, obgleich der Verfasser in dem Glauben war, er läme ins „Strand Magazine“. Die Photographie dazu war ohne Wissen und Einwilligung des Verfassers hinzugefügt worden und war durchaus nicht ein Bild der Opfer; aber Fitzgerald meinte nur, „Versteigerer werden ja oft vor dem Aufstiege photographiert.“

**Musik.**

In den letzten Tagen haben uns zwei ausländische Gesellschaften erfreut und gekränkt, von denen trotz einer durchschnittlichen Minderwertigkeit doch manches Charakteristische zu erfahren war. Die eine bestand aus Onkel Mascagni und vier italienischen Konzertsängern und -Sängerinnen, die andre aus einer Opertruppe, zusammengestellt aus sehr verschiedentlichen französischen Gesangskräften. Heben wir gleich hervor, was bei beiden Truppen besonders auffallen konnte! Vor allem lernte man gute, bei den Italienern sogar gewaltige, Stimmmaterialien kennen und konnte an ihnen — ganz besonders wieder bei den Italienern — eine verhältnismäßig gute technische Schulung beobachten. Dazu kommt, daß diese Personen sich anscheinend überaus gern singen hören und so thun, als wäre die Welt eigentlich nur des Gesanges wegen da. Ein solcher Standpunkt verlangt freilich, daß nun auch wirklich über alle Maßen schön, spezifisch wohlklingend gefungen werde. Daran fehlte aber doch noch recht viel. Namentlich war den meisten etwas straffes, Lärmendes, Gewalttames eigen. Die romanischen Tenöre, die wir auf den mannigfachen Fremdenzügen in Berlin kennen lernen, besigen im Durchschnitt mehr echten, natürlichen Tenorklang als die unsrigen, die in der Höhe so häufig mit einer von der Mittellage her genommenen Klangart singen; sie geben da freiere Töne; allein diese Töne sind dafür auch meist wieder um so viel platter, gröber, ordinärer. Einer der erfolgreichsten Sänger dieser Tage, der Tenor bei Mascagni, geriet beim kräftigen Loslegen hoher Töne in ein solches Krabben, daß es mir durch Marx und Wein ging. Deutsche Sänger, auch wenn sie sonst schlechter gebildet sind, bewahren in der Regel doch mehr Zurückhaltung und Intimität.

Mit diesem Stimm-Versteigern Hand in Hand geht ein abstoßender Mangel an allgemeinem Kunstgeschmack. Das da capo ist ein Hauptelement jener Kehl-Artisten: wenn sie ein „schönes Stück“ und noch eines singen und repetieren können, sind sie anscheinend auf dem Gipfel ihrer Lebensfreude. Opernregie und Konzertarrangement befinden sich bei ihnen noch im ältesten Stadium. Wie viel auch Richard Wagner bei Franzosen und Italienern ansehnlich aufgenommen wurde: sein eigentlicher Geist hat dort anscheinend gar nicht gewirkt, während bei uns doch wenigstens ein harter Stampf um seine Grundzüge und um manches aus ihnen zu Folgernde besteht.

Mascagni hatte einen Tenor und eine Altistin vom Teatro Argentino zu Rom und einen Bass und eine Sopranistin von der Mailänder Scala (jenem anscheinend zur Pflege einer Stimmwucht zwingenden Meientheater) mitgebracht und gab mit ihnen, unterstützt von hiesigen Zeitnehmern, zwei Konzerte in der Philharmonie. Wir verzichteten ausdrücklich auf das „Stabat mater“ von Rossini und hörten das zweite, aus Einzelstücken bestehende Konzert. Außer ein-

paar Mascagnischen Kompositionen von bekannter, vorwiegend harmonisch gemachter Art gab es fast nur Nummern aus romanischen Opern mit schnellbereiten Zugaben. Die beiden Sängerinnen möchte man ob ihrer Tonfülle, ihrer geschmeidigen Tonverbindungen usw. immerhin noch einmal hören, weniggleich man das Gefühl hat, als gehe da der Sinn der Texte unter, wie eine Farbenkunst unter zu viel Lichtglanz.

Die französische Truppe stand von vorn herein nicht unter dem Vorteil erster Namen, so viel Personal-Klame auch in dem beigegebenen Programm gemacht war. Es handelte sich, scheint's, vorwiegend um eine Provinzgesellschaft. Seien wir aber nicht übermäßig; rechnen wir damit, daß es auch weniger begünstigte Veranstaltungen geben muß, daß da oftmals vorzügliche Künstler festgehalten sind, und namentlich, daß solche Veranstaltungen durch Vorführen von Unbekannten mehr leisten können als berühmte Institute mit ihren alten Vorbeeren. Jene Truppe hat denn auch gleich drei uns unbekante oder vergessene Opern auf dem Programm: zwei von Massenet und eine von Gounod. „Mireille“, die freilich mit ihrem über lyrische Ergüsse kaum hinauskommennden Text nicht gerade viel verspricht. Allein schon die Riesenpreise für die französischen Aufführungen beistrollen waren geeignet, Anheiß ahnen zu lassen; und in der That ist denn auch das vorzeitige Ende bereits da. Wir hatten uns auf die vorgesezte zweite „Mireille“-Aufführung eingerichtet, bekamen jedoch den — hier wohl als Reihelifer wiederholten — „Fant“ Gounods zu hören. Die Dacapoß bei offener Scene, das Gelächte eines anscheinend mit Claque gemischten Publikums, ein Herauslaufen der bestalltesten Sänger nach Vorhangfall, noch bevor die Musik zu Ende war, lange Zwischenakte und noch langweiligere Akte, ein Chor, der nicht singen noch agieren gelernt hat, und Sänger, die zwar singen aber auch falsch singen gelernt haben: das alles war um so bedauerenswerter, als aus einer oder der andern Solokraft in einem künstlerischen Rahmen noch etwas zu machen wäre. Namentlich aus der Stimme des Bretchens klang etwas Mühevollendes heraus, das so recht für die charaktervolle Persönlichkeit dieser selbst von Gounod nicht ungebrauchten Figur paßte. — sz.

**Völkertunde.**

ss. Die Feste des Todes bei den nordamerikanischen Indianern sind in alten Berichten beschrieben worden, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von jesuitischen Missionären aufgezeichnet worden sind, und nentlich von dem englischen Forscher King wieder ans Licht gezogen wurden. Sie beschäftigen sich im allgemeinen mit den Bestattungsgebräuchen bei den Indianern. Jeder Tote wurde dort zweimal beerdigt. Zunächst wurden die Leichen in den Bestattungslägen der einzelnen Dörfer beigesetzt, aber nach 8 oder 10 Jahren gelegentlich der Feier des großen Totenfestes wieder ausgegraben und in ein großes Gräberfeld übergeführt, das vielen Dörfern gemeinsam war. Nach dem Glauben der Indianer ging die Seele des Verstorbenen erst nach der zweiten Bestattung in das Heim der Toten im fernen Westen ein. Wie bei anderen Naturvölkern verbanden sich bei den Indianern mit den Beerdigungsgebräuchen zwei Empfindungen, nämlich die Furcht vor den Geistern und der Wunsch, eine Verbindung mit dem geliebten Toten aufrecht zu erhalten. Die Indianer beerdigten ihre Toten und glaubten dennoch an ihr Fortleben in einer anderen Welt, während von mancher Seite behauptet worden ist, ein solcher Glaube finde sich bei den Naturvölkern nur in Verbindung mit dem Brauch der Leichenverbrennung. Auch eine Art von Seelenwanderung gehörte zu den von den Indianern aufrechterhaltenen Dogmen, und sie verließen dieser Anschauung dadurch Ausdruck, daß sie den Namen verstorbenen Hähnelinge auf deren Nachfolger übertrugen und jene gleichsam dadurch wieder aufleben ließen. Die kanadischen Indianer hatten eine besondere Form der Bestattung für frühverstorbene Kinder. Mit dieser Sitte stehen sie in der Völkertunde nicht allein, sondern teilen sie mit den alten Römern, mit den Hindus, den westafrikanischen Negestämmen und noch vielen andren Völkern. Der Beweggrund ist aber bei den verschiedenen Stämmen jedenfalls ein verschiedener gewesen; denn für die Indianer galten die Geister der Kinder als hilflos und bemitleidenswert, während sie von den Hindus und Maoris mit großer Furcht verehrt wurden. —

**Notizen.**

— Björnstjerne Björnsons 70. Geburtstag wird im ganzen Norden am 8. Dezember festlich begangen werden; an den großen Theatern werden Björnsonsche Dramen aufgeführt werden. —

— Karl Schoenherr's Drama „Sonnenwendtag“ hatte bei seiner Erstaufführung im Wiener Burgtheater einen großen Erfolg. —

— Stanfords Oper „Viel Lärm um Nichts“, nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiel bearbeitet, wird noch in diesem Monat, zum erstenmal in deutscher Sprache, im Leipziger Stadttheater in Scene geben. —

— „Aladdin“, eine Märchenoper von C. F. E. Hornemann, erzielte im königlichen Theater in Kopenhagen einen starken Erfolg. —

— Eine internationale Ausstellung historischer Trachten, sowie moderner Bekleidungsartikel, ist für den November in St. Petersburg geplant. —